

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvik.

13) Von Alfred af Hedenstjerna.

Die Oberstin wurde leichenblau und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Als sie aber nach einigen Augenblicken ihre Fassung wiedergewonnen hatte, stieß sie ihren Gast heftig von sich und rief durch die zusammengebeißenen Zähne:

„Sind Sie ganz verrückt, Frau? Was wollen Sie damit sagen? Wer giebt Ihnen das Recht...? Mit einem Wort: Was wollen Sie?“

„Ich will gar nichts! Aber Gott will, daß Sie nicht mit dem Ingenieur Smith heute Abend um fünf Uhr abreisen sollen, denn Sie sind einmal mit Oberst Gustav Bärenfeldt verheiratet. Gehen Sie, kommen Sie nun her und weinen Sie sich an meiner Brust aus, liebes Kind! Sie sind nicht die erste! Spielen wir keine Komödie vor einander, denn ich weiß alles; ich hörte es gestern im Park, und ich schäme mich zu Tode, daß ich lauschte. Aber ich glaube, Gott wollte es, auf daß Sie eine warnende Stimme zu hören bekämen, sowie auch die des Gewissens, ehe es unwiderrüflich zu spät ist!“

Die Oberstin begann zu weinen und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen. Frau Hellvik ging leise zu dem Sessel hin, auf dem sie matt niedergefunken war, strich weich über ihr Haar hin und klopfte sanft die feinen, weißen Hände, die das schöne, verzerrte Gesicht verbargen. Blöthlich verstummte das Schluchzen, die Oberstin drückte energisch ein paar Mal das Taschentuch gegen ihre Augen, sprang auf und sah ihre Besucherin mit flammenden Blicken an:

„Sie sind ein seltsames Wesen, Frau Hellvik! Ich hätte Grund genug, Ihnen Vorwürfe zu machen über die Art, in der Sie sich in den Besitz meines Geheimnisses gesetzt haben, Ihnen meine Verachtung ins Gesicht zu schleudern, Ihnen die Thüre zu weisen und...“

„Ach, was würde das helfen, Liebste! Hier drinnen — sie legte ihre Hand auf die Brust der Oberstin — giebt es eine Stimme, die deutlicher und lauter spricht, als die meinige, nun, nachdem ich Sie gezwungen habe, darauf zu hören.“

Die Oberstin sank auf das Sopha nieder. Mama Hellvik ebenfals. Und dann umarmten sie einander, und Frau Hellvik weinte ein Weilchen.

Wieder fuhr die Oberstin auf, sah Frau Hellvik fest in die Augen und sagte ruhig:

„Mein Entschluß ist in jedem Falle unerschütterlich. Die Stimme, von der Sie reden, hat auch nicht geschwiegen, bevor Sie kamen. Sie hat laut, lange und furchtbar gesprochen, aber — sie hat mich nicht überzeugt, und Sie haben selbst anerkannt, daß sie stärker ist als Schwüre.“

„Sie phantasieren, Sie befinden sich in überreiztem Zustand und wissen nicht, was Sie thun. Ich glaube, es ist meine Pflicht, wenn es kein anderes Mittel giebt, Ihren furchtbaren Plan mit Gewalt zu durchkreuzen, an Ihren Mann zu telegraphiren, daß er Sie daran hindern soll. Sie werden mir noch einmal dafür danken!“

Die Oberstin fuhr auf, und ihre Augen sprühten Blitze:

„Wie wenig Sie mich kennen! Dann, dann würden erst recht alle Bedenken, alle Scheu schwinden. Dann würde ich stolz und offen meine Liebe bekennen vor aller Welt und der Verdammung und Verachtung lachen, die auf mein Haupt herabfielen; und dann würde ich in jedem Fall zu ihm hingehen, dem Geliebten, dem Einzigen, und er würde geduldig meiner warten.“

Frau Hellvik neigte den Kopf und schwieg. Ihr stieg eine Ahnung auf, daß hier ein weit schwereres Stück Arbeit vorlag, als wenn sie häusliche Zwiste bei den Insulten auf Gultuna schlichtete.

Die Oberstin erhob sich, faßte sie bei beiden Achseln und sah ihr gerade in die Augen hinein:

„Sie liebe, kleine herzensgute Frau, Sie lieben Ihren Mann; haben Sie jemals einen anderen geliebt, als den, der Ihnen seinen Namen gegeben hat? Sagen Sie mir die Wahrheit, Frauchen!“

Es glitt wie ein Lichtschein über Frau Hellvik's Gesicht, der ihm etwas von seiner einstigen Schönheit zurückgab, und es lag ein Klang von Jubel in der Stimme, als sie antwortete:

„Niema!s!“

„Und dann wagen Sie zu mir zu kommen und so zu reden! Was haben Sie denn gestern im Park erlauscht? Ich liebe den, dem ich nun folge, lange, lange, bevor ich in die Fesseln geschmiedet wurde, die ich verabscheue. Ich brach nicht mein Wort. Aber mein Vater bettelte und flehte und befahl mir, den Kauf anzuerkennen, den er mit dem Manne abschloß, der mich begehrte; und ich wußte, daß diese Kaufsumme der einzige Weg war, meinen Vater vor dem Gefängniß zu bewahren, meiner Mutter und meinen Geschwistern die Schande und Schmach des Namens von Betrügnern zu ersparen, sie vor Noth und Hunger zu erretten. Und er, der mich kaufte, der alte Mann von einer ganz anderen Generation, als ich, wußte was ich für ihn empfand, wußte, daß ich von allen Einzelheiten und Bedingungen des Kaufes volle Kenntniß hatte, wußte, daß ich ihn haßte, und doch wollte er!“

Ich kostete nicht so sehr viel, Frau Hellvik. Es war keine Millionenache. Bierzigtausend Kronen war der Preis, und er besaß eine halbe Million. Wie viel mehr wirft man nicht für eine Maitresse fort! Man sagt, ich sei schön gewesen, sehr schön sogar, schöner, als die meisten Frauen, und er hat alles an mir besessen, was verkäuflich ist, sechs lange, furchtbare Jahre, und er... er hat sein Besitzthum nicht vernachlässigt... aber Gott sei Lob, wir haben keine Kinder! Glauben Sie nicht auch beinahe, wir könnten quitt sein? Glauben Sie nicht auch beinahe, ich kann nun gehen, ohne daß er ein Recht hat, sich bei dem Handel betrogen zu fühlen? ...“

Frau Hellvik erhob sich mit vor Aerger flammenden Wangen. Die Oberstin legte sanft ihre Hand auf ihren Arm und sagte:

„Nicht so! Scheiden Sie nicht so von mir, Liebste! Ich habe ohnehin genug zu tragen! Sie sind ein Herzensgutes und kindlich frommes Frauchen, das ihr Leben glatt, schön und klar geegnet gefunden hat. Ich bin in allem Ihr Gegenpart; ich sollte Sie beneiden und Ihnen zürnen, und doch fühle ich mich so merkwürdig zu Ihnen hingezogen. Verachten Sie mich wirklich so tief, daß Sie nicht Ihre Lippen auf meine Stirn drücken wollen?“

Bei diesen Worten schmolz Frau Hellvik's Herz, und sie warf sich weinend der Oberstin in die Arme und schluchzte:

„Kind, Sie zerreißen mir das Herz! Liebste Freundin, hilft es denn nichts, wenn ich Sie bitte, es zu unterlassen?“

„Nein. Sofern ich und er heute Abend noch leben, fahren wir hinaus, Seite an Seite, und suchen einen Platz für unsere Liebe und für unser Glück! Aber ich danke Ihnen, daß Sie kamen! Diese Unterredung, die wir hier hatten, hat schon früher so und so oft zwischen mir und meinen Vorurtheilen stattgefunden. Aber ich habe noch nie meinen Weg so klar vor mir gesehen, wie in diesem Augenblick, da ich laut und deutlich meine Sache vor einem Gegner aus Fleisch und Blut vertheidigt habe! Dafür danke ich Ihnen!“

Frau Hellvik erbebt von Kopf bis zu Fuße, umfaßte ihre stattliche Freundin und stellte sich auf Zehnpitzen, um sie zu küssen.

„Möge Gott Sie so milde strafen, wie es seinem gnädigen Vaterherzen möglich ist!“ flüsterte sie.

Und dann rissen sie sich los, und Frau Hellvik stieg die Treppe hinab. Aber sie war erst bis zur Hälfte gekommen, da kehrte sie um und öffnete noch einmal die Thüre. Drinnen lag die Oberstin schluchzend auf der Chaifelongue.

Sie war doch nicht so ruhig und fest, wie sie sich den Anschein gegeben hatte.

Frau Hellvik kniete neben ihr nieder, umschlang ihren Hals mit ihrem linken Arm und sagte:

„Kindchen, haben Sie auch warme Unterkleider für die schreckliche Nordsee? Sonst könnte meine Anna... Ach so, ja, ja, verzeihen Sie, ich meinte nur... Und dann wollte ich Ihnen gern ein Rezept gegen Seerkrankheit schicken, das ich einmal aus dem „Familien-Journal“ ausgeschnitten. Es ist von einem

ausländischen Professor erfinden und soll ganz vorzüglich sein. Leben Sie wohl!"

Um die Mittagszeit theilten sich die Wolken, und die Sonne kam hervor. Die zahlreichen Dampfeschiff-Schaluppen, die von der Stadt Gesundbrunn die Passagiere nach dem Hafen hinausführten und die am Vormittag fast leer gefahren waren, begannen sich allmählig mit Menschen zu füllen. Um vier Uhr kam Ingenieur Smith mit einem Träger, dessen Belastung zeigte, daß Gesundbrunn sich nicht länger der Anwesenheit des distinguirten Gastes erfreuen sollte, zum Anlegeplatz der Schaluppen hinab. Er war so kurze Zeit am Orte gewesen und hatte sich in so achtungsvoller Entfernung von der Kurgesellschaft gehalten, daß nur wenige von den im Park Promenirenden seiner Abreise Beachtung schenkten.

Nur Fräulein Brandtson seufzte und sagte zu den Fräulein Ohlsson und Karlsson:

„Ach, ach, ja, ja! Da reißt ein feiner Mann, mit dem keine von uns ein Wort zu reden bekam. Findet Ihr nicht, daß die Herren jetzt schrecklich sonderbar sind!“

„Ja—a,“ sagte Fräulein Ohlsson.

„Gräßlich!“ meinte Fräulein Karlsson.

Eine halbe Stunde später kam die Oberstin Bärfeldt zum Dampfboot hinunter. Sie hatte keine Koffer mit, und merkwürdiger Weise war es auch unbekannt geblieben, daß ihr Gepäck mitten während des schlimmsten Regenwetters zum Dampfboot vorausgeschickt worden.

Sie war sofort von einer großen Schaar umringt.

„Aber Frau Oberstin, Sie verlassen uns doch wohl noch nicht? . . . Wohin denn? . . . Wollen Sie mitfahren? . . . So tönten geschäftig die Stimmen durcheinander.

„Ach was denken Sie! Abreisen, ohne Adieu zu sagen! Ich brenne doch nicht durch! Nein, eine alte Tante von mir ist plötzlich schwer erkrankt, und muß ich daher in aller Eile zu ihr hinfahren. Aber in ein paar Tagen bin ich wieder zurück.“

„Frau Oberstin,“ flüsterte Assessor Hallbelin. „Ich habe ein neues Drama vollendet: „Degeneration“ in 4 Akten, weit spannender und psychologisch vertiefter und erheblich feiner, als „Die Missethater der Eltern“. Darf ich hoffen, daß Sie so gut sein wollen, zu sehen, ob die weibliche Hauptrolle für Sie paßt?“

„Ich nehme sie unbesehen!“ erwiderte die Oberstin und lachte. (Fortsetzung folgt.)

Aus einer Marinestadt.

Die internationale Flottenparade anlässlich der Einweihung des Nordostsee-Kanals, die Marinevorlage des vergangenen Jahres und die in Aussicht stehende neue Marinevorlage, die wahrscheinlich im nächsten Jahre noch dem Reichstag zugehen wird, kurz die ganze Wasserpolitik des „neuen Kurzes“ hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Marine und die mit ihr zusammenhängenden Verhältnisse zu lenken begonnen. Den Militarismus, seine Existenzform und seine Einflüsse auf das öffentliche Leben — im engeren Sinne und im weiteren Sinne — kennt jeder; der Marinismus dagegen ist den meisten der Bewohner des Binnenlandes ein noch ziemlich unbekanntes Ding. Ich erinnere mich, daß man noch vor zehn Jahren in meiner Heimatstadt, einer Garnisonstadt von 12 000 Einwohnern, einen Matrosen der Kriegsmarine wie ein Wunderthier anschaute; auch jetzt wird das noch nicht viel anders geworden sein.

Wenn wir einen Bauernjungen auffordern, uns eine deutsche Marinestadt zu nennen, so wird er sofort „Kiel“ sagen. Und er hat damit auch das Richtige getroffen. Denn Wilhelmshaven ist zwar als Sitz der Marinestation der Nordsee ebenfalls Marinestadt, allein Wilhelmshaven kann trotzdem und trotz der großen kaiserlichen Werft, die an Bedeutung der kaiserlichen Werft in Kiel ziemlich gleichkommt, nicht mit Kiel verglichen werden, das gegenwärtig annähernd 100 000 Einwohner zählt und nach einer Eingemeindung der auf der anderen Seite des Hafens gelegenen Industrie-Orte Gaarden, Ellerbed u. s. w. eine Stadt von 150 000 Einwohnern werden dürfte, während Wilhelmshaven selbst nur 20 000 Einwohner zählt.

Nichtsdestoweniger ist Kiel Marinestadt. Es ist durch die Marine groß geworden. 1870 zählte es erst 30 000 Einwohner, in 28 Jahren hat sich seine Einwohnerzahl also verdreifacht. Ein bedeutender Bruchtheil der Bevölkerung besteht aus Marine-Offizieren und -Unters-offizieren, Marinebeamten u. s. w. Die kaiserliche Werft beschäftigt 6000 Arbeiter, aber auch die 4000—5000 Arbeiter der jetzt Krupp gehörigen Germania-Werft werden zum großen Theil im Kriegsschiffbau beschäftigt.

Kein Wunder dem, daß das Spielbürgerthum Kiels, die Krämer, Handwerker und Restaurateure angeht, ihres „Freisinn“

äußerst marinesfreundlich sind. Die Marine ist ja für diese die milchende Kuh. Je mehr Kriegsschiffe gebaut werden, desto mehr Arbeiter werden nach Kiel gezogen werden. Die Marinemannschaften, die „Kulis“, wie sie im Kieler Volksmund heißen, sind ein gar flott, lebenslustiges Völkchen, die, wenn sie „an Land“ kommen, gern etwas draufgehen lassen und die Geschäftsleute in Mahrung setzen. Und auch der Arbeiter wird vom Spießer als Konjument sehr geschätzt, so unbequem er ihm auch wird, sobald er von seinen politischen Rechten Gebrauch macht. So sehr der wasserstieflerische Freisinn der weiblichen Linie des Freisinn in der Provinz Schleswig-Holstein in den letzten Jahren auch zu schaffern gemacht hat, Kiel wird stets eine Feste des Wadelschirms bleiben, dessen Marine-Enthusiasmus sogar noch den des Zentrums überflügelt. Welch ganz anderes Bild politischer Charakterfestigkeit bietet demgegenüber die Kieler Arbeitererschaft! Annähernd 9000 Kieler Arbeiter, darunter auch die Tausende der Werftarbeiter, gaben im Juni dieses Jahres ihre Stimme für den Sozialdemokraten ab, trotz dessen ausgesprochenen und aufs äußerste ausgeschlachteter Marinefeindschaft!

Als Wahrzeichen der Marinestadt Kiel fallen dem Fremden zunächst die grauen Kolosse auf, die im weiten, malerisch umsäumten Hafen liegen. Wer zum ersten Mal Kriegsschiffe sieht, ist enttäuscht. Diese Panzer hätte er sich doch ganz anders, viel größer vorgestellt. Der Schein trägt aber, man muß nur erst einen Blick für die Dimensionen haben. Daß ein modernes Schlachtschiff seine zwanzig Millionen Mark kostet, ist bekannt. Solch ein „Linienchiff“ ist aber auch ein riesiger Kasten, dessen Wasserverdrängung 10⁵ und 11 000 Tons beträgt, während die Wasserverdrängung der alten Linienchiffe nicht über 4—5000 Tons betrug. Viel schmüder als ein modernes Schlachtschiff, — die Kreuzer ähneln mehr dem alten Typus — das einem enormen Wägelchen nicht unähnlich sieht, viel romantischer und vor allen Dingen viel schiffsähnlicher sahen allerdings die alten Kriegsschiffe aus, deren etliche jetzt noch als Schulschiffe Verwendung finden und sich mit ihren schlanken, eleganten Formen und ihrem blendend weißen Anstrich von den modernen „schwimmenden Särgen“ gar sonderbar abheben.

In der Stadt selbst ist mindestens jede zehnte Person, der man begegnet, ein „Kuli“. Die Kleidung der Marinemannschaften ist praktisch und nicht unschön, da ihr das Bunte, das Kupratische der Uniformen unserer Landtruppen völlig fehlt. Auch sind die „Kulis“ meist stramme Burschen, die einen ganz anderen Eindruck machen, als z. B. die in Kiel garnisonirenden Infanteristen. Auch den Offizieren muß nachgesagt werden, daß wenigstens die nicht mehr Jugendlichen unter ihnen die „Schneidigkeit“ und das Geschickliche ihrer Kameraden vom Lande in sehr angenehmer Weise vermissen lassen.

Kiel ist bekanntlich nicht nur Marine- sondern auch Universitätsstadt, aber davon merkt man sehr wenig. Die Marine dominiert. Sowohl in der sog. „Gesellschaft“, wo der Grad bescheiden hinter der Uniform zurücktritt, als auch in den Kreisen des Kleinbürgerthums. Die Unteroffiziere der verschiedenen Chargen, die Obermaate, Waate zc. spielen in den kleinbürgerlichen Zirkeln mit ebenso viel Behagen wie Selbstbewußtsein eine Hauptrolle. Nicht nur als eifrige Besucher der Vergnügungsetablissemments, als Konjumenten, Miether zc., sondern auch als — sehr geschätzte Heirathskandidaten. Sie stehen sich ja insofern ihrer Zulagen, z. B. wenn sie „an Bord“ sind, weit besser als die entsprechenden Chargen der Landarmee. Und dann stehen diese strammen Burschen in ihrer kleidsamen Uniform den Weibern ganz besonders in die Augen.

Und was diese Aegirsohne mit einem besonderen Nimbus den kleinbürgerlichen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts gegenüber umgiebt, das ist deren nicht gerade sehr solide Lebensweise. Und die Herren Waate, Obermaate u. s. w. führen ein sehr flottcs Leben. Die Marine hat auch in dieser Beziehung Kiel ihren besonderen Charakter aufgedrückt und es zu einer Art Klein-Hamburg gemacht. Ein wirklich anständiges Theater besitzt Kiel nicht, dafür aber mehrere erstrangige Spezialitätenbühnen. An Nachtcafés ist natürlich auch kein Mangel. Daß Sonntags in einer Nacht von Lokaltitäten „Ball“ stattfindet, gehört auch zu diesem Wids. Soviel von den „kulturellen“ Einwirkungen des Marinismus.

Täglich viermal werden die Hauptstraßen des Zentrums der Stadt überfluthet von den Arbeitermassen, die auf den Werften arbeiten. Da auch die kaiserliche Werft als „staatlicher Musterbetrieb“ nur eine 1½stündige Mittagspause eingeführt hat und viele der auf den in Gaarden gelegenen Werften beschäftigten Arbeiter der hohen Miethspreise wegen an der Peripherie der Stadt zu wohnen gezwungen sind, muß der Weg von und zur Arbeit im Sturmschritt zurückgelegt werden. Um dem Wohnungsmangel in etwas zu steuern und um gleichzeitig die Arbeiter an die Scholle zu fesseln und zu pazifizieren, hat sich ein Arbeiter-Bauverein aufgethan, der die Arbeiterkolonie „Kummerfeld“ gegründet hat. Krupp wird wohl ebenfalls bemüht sein, „seine“ Arbeiter nach dem Essener Muster anzusiedeln. Ob's viel helfen wird? Die Majorität der „Kummerfelder“ hat doch sozialdemokratisch gewählt! —

Kiel ist gerade keine schöne Stadt. Die Altstadt ist eng, schmutzig, ohne malerisch zu sein. Die neueren Theile sind zum theil Arbeiterquartiere mit im Miethskafertentheil gehaltenen Häusern, zum theil exklusive Villenstraßen. Diese Villenstraßen, die prächtig gelegene Disfienbrooker Allee, der kaum weniger schön gelegene Niemannsweg u. s. w., stehen gegen die Arbeiterquartiere ebenso sehr ab, wie das Thiergartenviertel gegen Berlin N.O. oder S.O. oder das Hamburger Vorviertel Uhlenhorst gegen das berückichtigte Hafenviertel. Ein denkender Arbeiter, der bei seinem Sonntags-Spaziergange die Villenstraßen

der Marinestadt Kiel durchstreift, muß zu allerhand nicht gerade „ordnungs“freundlichen Gedankengängen angeregt werden:

Auf dem Wasser die schwimmenden Festungen, die Milliarden verschlungen haben, Milliarden verschlingen werden — und wozu?

Die Offiziere und Beamten können freilich gute Wasserpatrioten sein, denn sie in ihren aristokratischen Willen spüren ja so wenig von des Lebens Sorge.

Die Unteroffiziere haben es weniger gut. Aber sie haben „Ihre Sach“ auf nichts gestellt“, leben in Saus und Braus und denken nicht an das Morgen.

Die Arbeiter, die in den Miethskasernen hausen, früh morgens 5 Uhr aufstehen und täglich viermal die Hejagd von und zur Arbeitsstätte machen müssen, um den horrenden Tagelohn von 2,50, 3,00, 3,50 M. zu verdienen, haben sie etwa Ursache, mit ihrem Loose zufrieden zu sein?

Das Kieler Proletariat wird die Antwort auf diese Frage dadurch geben, daß es in spätestens fünf Jahren abermals wie schon einmal vor fünf Jahren die rotze Fahne auf den Zinnen der Marinestadt Kiel aufpflanzt! —

—b.—

Kleines Feuilleton.

ie. Die Schlafkrankheit der Neger. Patrick Manson, ein Arzt am Charing Cross-Krankenhaus in London, hat jetzt zwei Negerburschen, die dort an der Schlafkrankheit darniederliegen, in Behandlung. Es ist dies wohl das erste Mal, daß schlafkranker Neger in einem europäischen Krankenhaus ärztlicher Beobachtung unterliegen, und die von Manson im „British Medical Journal“ veröffentlichten Erfahrungen sind daher von besonderem Interesse. Die Krankheit wird entweder als „Schlafkrankheit des Kongo“ oder als „Neger-Lethargie“ bezeichnet, Manson schlägt als zutreffendsten Namen den Ausdruck „Afrikanische Lethargie“ vor. Sie hat eine ganz eigenartige geographische Verbreitung; sie ist auf einen bestimmten Theil des westlichen Afrika beschränkt, der etwa zwischen dem Senegal im Norden und Loanda im Süden liegt und eine Breite von etwa 2400 Kilometern besitzt. Manson erwähnt auch Fälle aus Stanley-Falls, etwa im Mittelpunkt des äquatorialen Afrika. Nun tritt aber die Krankheit innerhalb dieses Gebietes nicht überall gleichzeitig auf, sondern zeigt sich abwechselnd hier und da, scheint aber an gewissen Plätzen, Dörfern oder Gruppen von Dörfern immer wieder auszubrechen. Bei einem erneuten Ausbrüche pflegt die Krankheit in verhältnißmäßig kurzer Zeit große Verheerungen anzurichten. In dem Dorfe am oberen Kongo z. B., aus dem die beiden jetzt in London befindlichen schlafkranken Neger stammen, starben im vorigen Jahre von 1000 Einwohnern 28, und $\frac{2}{3}$ aller Todesfälle im Jahre sind auf ihre Rechnung zu setzen. Der französische Arzt Corre, der die Krankheit in Senegambien studirte, berichtete, daß sie oft große Dörfer zum Untergang bringt, indem die eine Hälfte der Einwohner stirbt, während die andere entflieht. Man hat vielfach angenommen, daß die Schlafkrankheit dem Neger ausschließlich eigen sei und eine Art von Rassenkrankheit darstelle; dies ist auch in gewisser Beziehung richtig. Es ist nur zu bemerken, daß die aus Afrika ausgewanderten Neger in anderen Theilen Afrikas außerhalb des beschriebenen davon frei bleiben. Allerdings kamen zur Zeit des Sklavenhandels zuweilen auch in den Plantagen Westindiens einzelne Fälle vor, deren Keim aber sicherlich schon aus der afrikanischen Heimath eingeschleppt worden war. Bezeichnend für die Krankheit ist die Eigenschaft, daß sie lange Jahre im Körper verborgen bleiben kann, ehe sie zum Ausbruch kommt; so konnte ein Sklave aus Afrika nach West-Indien gebracht werden, dort Jahre lang anscheinend gesund seine Arbeit verrichten und erst nach Jahren dem tödtlichen Schlafe zum Opfer fallen. Auch in England ist ein ähnlicher Fall bekannt geworden: ein Neger-Skabe wurde vom Kongo nach England gebracht und drei Jahre lang in einer Anstalt in Wales erzogen; er schien während dieser ganzen Zeit vollkommen gesund zu sein, bis nach drei Jahren sich plötzlich die Merkmale der Schlafkrankheit an ihm zeigten und er daran starb. Die Neger selbst sagen, man sei vor der Krankheit nicht sicher, ehe nicht sieben Jahre seit dem Verlassen einer von ihr heimgesuchten Gegend vergangen seien. An den in London befindlichen Skaben sind folgende Beobachtungen gemacht worden: Die ersten Erkrankungszeichen bestanden in Zerstreutheit, Kopfweh, einem unsicheren und schlotternden Gange und großer Schläfrigkeit. Die Neger liegen meist mit geschlossenen Augen, mit einem melancholischen Gesichtsausdruck im Bett, zuweilen stehen sie auf und gehen bis zum Ofen, verfallen aber dort sofort wieder in ihren schlafähnlichen Zustand. Reifes Geräusch erweckt sie, auch ermuntern sie sich, wenn ihnen Essen gebracht wird, und Appetit und Verdauung bleiben gut. Spricht man mit dem Kranken, so giebt er ganz vernünftige Antworten, aber noch während des Sprechens fallen ihm die Augen wieder zu, auf Befragen äußert er sich höchst unglücklich über seine unüberstehliche Schläfrigkeit. Der jüngere der beiden Londoner Patienten, ein Skabe von 11 Jahren, hatte vor und während der Ueberfahrt Fieber und war stark abgemagert, jedoch ist jetzt im Krankenhaus eine Besserung eingetreten, so daß die Aerzte auf seine Erhaltung hoffen, jedoch halten diejenigen, die mit der Krankheit vertraut sind, diese Hoffnung für trügerisch. Auch die erkrankten Neger selbst täuschen sich über die

Art und Gefährlichkeit des Leidens fast niemals, und ein Eingeborener erkennt an dem eigenthümlichen Gesichtsausdruck des andern frühzeitig, daß dieser dem Todeschlaf verfallen ist. Ein Merkmal der Krankheit besteht auch in der großen Muskelschwäche, ferner in einem Jucken über den ganzen Körper, auch in der Vergrößerung der Lymphdrüsen. Ein solcher Zustand kann Monate lang dauern, doch treten in manchen akuten Fällen, die aber seltener sind, auch Krämpfe und fallstüchtige Erscheinungen ein. Gegen das Ende läßt die Nahrungsaufnahme nach, der Kranke bleibt dauernd an sein Lager gefesselt, er wird wund vom Aufstehen und bekommt Krämpfe in einzelnen Muskelgruppen, was darauf deutet, daß die motorischen Zentren im Gehirn in ernste Mitleidenschaft gezogen sind. Durchschneitlich tritt der Tod nach neun Monaten ein, zuweilen schon nach zwei bis drei Monaten, oder auch erst nach zwei bis drei Jahren. Manson ist der Ansicht, daß der im Blute der Neger so häufig vorkommende Fadenvorm in einen Zusammenhang mit der Krankheit zu bringen sei. Vielleicht wandert dieser Blutschmarmer schließlich ins Gehirn oder beeinträchtigt die Ernährung derart, daß der beschriebene Krankheitszustand eintritt. —

Musik.

sz. Einige Hilfsbüchlein für Musiker und Musikfreunde verdienen ein paar empfehlende Worte. Der Grundsatz, das Verständniß dramatischer oder auch sonstiger „poetischer“ Musik durch eine Art Bäderer zu erleichtern, hat sich gegenüber Wagner's Werken gut bewährt und kommt jetzt für unsere Philharmonischen Konzerte, namentlich durch R. Reimann's Leistungen, regelmäßig in Anwendung. Eine Serie von Hefchen: „Neue Opern“ (Berlin, „Harmonie“) ist jüngst durch B. Kleefeld's Iudige Hand bekommen worden: der uns vorliegende billige Führer durch „Odysseus' Heimkehr“ von A. Bunge, dem jetzt wohl meist umstrittenen Bühnenkomponisten (Heft 1), und der ebensolche Führer durch „Don Quixote“ von B. Kienzl (Heft 2) machen einen für das junge Unternehmen günstigen Eindruck. — Die bei den Joachim-Konzerten käuflichen Kleinen Partitur-Ausgaben (Leipzig, E. Culenburg) seien hier nochmals hervorgehoben; soweit wir sie kennen, zeichnen sie sich auch besonders durch sinnvolle Vortragsbezeichnung aus.

Von den „Musiker-Kalendern“ sind für 1899 der von Raabe u. Plothow im 20., der von Max Hesse im 14. Jahrgang erschienen. Der spezielle Interessen verfolgt, wird sie wohl beide benötigen müssen; namentlich im Verzeichniß der Konzertaufführungen des letzten Jahres erkennt man aus dem einen leicht Lücken des andern. Der „Hesse“ bringt im allgemeinen einiges mehr als sein Konkurrent; so auch ein Journal-Verzeichniß und dergleichen und von seinem Redakteur H. Wiemann eine Erörterung „Ueber Elementar-Gesangsunterricht.“ Eine Theilung, wie sie den „Raabe u. Plothow“ zur Vermittlung erleichtert, wäre wohl auch ihm förderlich. —

Erziehung und Unterricht.

— Ueber die Schädigung des Unterrichts durch die Konfirmandenstunden macht ein Lehrer aus einem Dorfe in der Nähe Berlins in der „Preuß. Schulzeitung“ Mittheilung. Der Konfirmandenunterricht wird im Winter von 10 bis 12 Uhr erteilt und die Kinder können unmöglich vorher noch den Schulunterricht besuchen. Jeden Mittwoch fallen so für sie vier Stunden und jeden Freitag sogar sechs Stunden aus; das sind wöchentlich zehn Stunden. Der Nachmittagsunterricht muß aus bestimmten örtlichen Gründen um 1 Uhr beginnen und dauert bis 3 Uhr. Ehe die Kinder nun ihr mitgebrachtes Brot nach dem Konfirmandenunterricht verzehren und den weiten Weg zurücklegen, ist es mindestens $2\frac{1}{2}$ bis 3 Uhr; im Winter bei tiefem Schnee und aufgeweichten Wegen wird es sogar noch später. Für die 22 Wochen des Winterhalbjahres ergeben sich demnach $10 \times 22 = 220$ Stunden; dazu 48 Stunden aus dem Sommerhalbjahr, macht 268 Stunden, welche die Kinder auf diese Weise in einem einzigen Jahre verlieren. In manchen Gemeinden wird der Konfirmandenunterricht zwei Jahre lang erteilt, so daß sich die Versäumnisse während dieser Zeit auf mehr als 500 Stunden belaufen. —

Archäologisches.

—ss.— Eine alt-mexikanische Karte ist kürzlich durch einen Archäologen der Universität Chicago neu herausgegeben worden. Diese Karte bestand in 33 Farbenzeichnungen, die einige Jahrzehnte nach der Eroberung von Mexiko durch die Spanier angefertigt wurden, um die Lage und Umgebung der Eingeborenenstadt Cuauhtlanzincos festzuhalten. Die auf Gezeichneten Originalblätter sind schon fast in Stücke zerfallen, und daher wurde ein neues Exemplar im Laufe dieses Jahrhunderts angefertigt, das mit Inschriften in der Landessprache und in Spanischer bedeckt wurde, um verschiedene durch die mexikanischen Kartenkünstler aufgemalte Szenen zu erklären. Jetzt sind alle Blätter dieser Karten photographirt und so der Wissenschaft dauernd erhalten worden. —

Medizinisches.

t. Mord oder Selbstmord? Dr. Gilles de la Tourette verlas in der Sitzung der Pariser Gesellschaft für gerichtliche Medizin eine recht bemerkenswerthe Mittheilung des Dr. Graverri über einen Fall von Selbstmord. Der betreffende Mann war auf der Strafe todt aufgefunden worden, sein Kopf lag in einer Mulde und wies auf der hinteren Schädelseite eine Wunde auf, die von einem

Revolverschuß herrührte. Neben dem Todten wurde aber keine Waffe gefunden, vielmehr steckte ein Revolver in seiner Rocktasche. Es handelte sich nun darum festzustellen, ob ein Mord oder ein Selbstmord vorlag. Die Untersuchung stellte fest, daß die Kugel über dem rechten Ohre eingedrungen war und die sphenoidale Windung des Gehirns getroffen hatte. Da nun dieser Theil des Gehirns nicht zu den wichtigsten gehört, so kam der Selbstmörder nach Abgabe des tödtlichen Schusses noch zwei bis drei Stunden gelebt haben. Nach der Ansicht von de la Tourette ist sogar die Möglichkeit eines noch längeren Verzuges des Todes möglich, wenn nur gewisse Theile des Gehirns verwundet werden. Es hat Fälle gegeben, wo Geschosse im Gehirn längere Zeit ertragen wurden, und der Tod erst nach einigen Tagen infolge des gesteigerten Gehirndruckes eintrat. Für die gerichtliche Medicin ist diese Erkenntniß von hoher Wichtigkeit, da sie die Möglichkeit eines Selbstmordes noch unter solchen Umständen erschließt, wo man eigentlich nur an einen Mord glauben sollte. —

Physikalisches.

gr. Einwirken flüssiger Luft auf verschiedene Körper. Prof. Weinhold in Chemnitz hat mit Linde's Luftverflüssigungs-Apparat, der durch einen dreipferdigen Motor betrieben wird, in den dortigen Staatslehranstalten eingehende Versuche angestellt. Von den von ihm mitgetheilten Resultaten seien einige hervorgehoben. Kohlenstaub und Baumwolle, die mit flüssiger Luft geräutert sind, brechen unter ungewöhnlich blendender Lichtentfaltung auf das lebhafteste. Bekanntlich plant man durch besondere Präparierung dieser Verbindung einen Sprengstoff herzustellen, der Dynamit ersetzen soll. Es gelang sodann die Verflüssigung des Stickstoffes. Als man die Flüssigkeit in eine bleierne Glocke goß, wirkte sie durch ihre außerordentlich große Kälte derartig auf das Metall, daß die Glocke ungefähr wie eine aus Stahl gegossene ertönte. Gummi wird so spröde, daß er wie Glas zerbrechen kann. Während Aether krystallisiert, erstarrt absoluter Alkohol (Spiritus) in flüssiger Luft zu einer gelatineartigen Masse. Der im Handel käufliche reine Alkohol schwamm zuerst in Form kleiner Angeln auf der verflüssigten Luft; dann aber vermischte er sich unter Zischen mit ihr und gestor zu Eis, das wenig Reizung zum Schmelzen zeigte, wenn man es mit einer Flamme erwärmte. Durch einen anderen Versuch stellte Professor Weinhold fest, daß die Luft infolge ihres Gehaltes an Sauerstoff magnetisch ist. Ein Elektromagnet, welcher in ein Gefäß mit Wasser von unten hineinragte, zog die flüssige Luft, welche auf das Wasser gegossen wurde und in Gestalt von Klümpchen oben schwamm, kräftig an, wenn man den elektrischen Strom durch ihn leitete. —

Technisches.

— Hoherkühles Wasser für Straßenbahnmotoren. Günstige Erfahrungen hat man jüngst in Amerika mit einem schon einige Zeit bekannten, aber wenig ausgeübten System der Kraftlieferung für transportable Maschinen gemacht, nämlich durch Speisung mit Dampf, der sich aus höherkühlem Wasser entwickelt. Der Vortheil liegt hierbei darin, daß man die Wärmezufuhr für das in Dampf zu verwandelnde Wasser, die bisher ausschließlich auf den Fahrzeugen selbst stattfand, in feste Kraftstationen verlegen kann. In diesen wird das Wasser auf 195 Grad Celsius, entsprechend einem Druck von 24 Atmosphären, erhitzt und in diesem Zustande in den Wasserbehälter des Wagens gefüllt, indem es während der Fahrt nur noch einen geringfügigen Wärmezuschuß erhält, der die Wärmeverluste ausgleicht. Die Detroit- und St. Clair's Eisenbahn hat auf der Strecke Ghesterfeld - Fair - Haven (Mich.) nach einer längeren Reihe von Versuchsfahrten einen Dampfswagen der vorbezeichneten Art mit solchem Erfolg in Betrieb genommen, daß kürzlich drei weitere größere Dampfswagen nachbestellt wurden. Jene Versuchsstrecke hat 19 Kilometer Länge, der Versuchswagen 14 Tonnen Gewicht. Die Fahrten der drei neuen Wagen, deren jeder 13,7 Meter Länge haben und 60 Personen fassen wird, sollen auf die 53 Kilometer lange Strecke Mt. Clemens - Marine City (Mich.), sobald dieselbe vollständig aufgebaut sein wird, ausgedehnt werden. Mit einer Füllung werden diese Wagen, wie man annimmt, rund 56 Kilometer zurücklegen im Stande sein, nachdem man festgestellt hat, daß der Versuchswagen 32 Kilometer in dieser Weise zurücklegte. Es wird hervorgehoben, daß der Versuchswagen geräuschlos und ohne bemerkenswerthe Abgabe von Rauch und Dampf fährt.

Die Feuerbüchse des Wagens ist nur sehr klein. Nachdem der Wasserbehälter bis zu einer angemessenen Höhe mit Heißwasser aus der Kraftstation gefüllt ist, wird die Feuerbüchse mit glühender Anthracitkohle besetzt; sodann wird die Speiseleitung abgekuppelt, und der Wagen ist zur Abfahrt bereit. Da Kessel, Feuerbüchse und Dampfleitung mit Wärmeschutzmasse sorgfältig umhüllt sind, reicht die geringe Menge glühender Kohle, welche dem Wagen zugeführt wird, aus, ihn während der ganzen Fahrtdauer in Betrieb zu halten, ohne daß es einer Erneuerung des Brennmittels oder irgend welcher Reinigung bedürfte. Die Abgase entweichen, nachdem sie die Nöhren des Kessels durchzogen haben, durch einen kleinen Schornstein über dem Dach des Wagens ins Freie. Der Dampf gelangt durch ein oberhalb des Wasserbehälters geführtes, an mehreren Punkten damit verbundenes Sammelrohr, das von den abziehenden Feuergasen umspielt wird, in einen schmalen, oberhalb der Rauchkiste liegenden Dampfdom, in dem sich etwa mitgerissenes Wasser ausscheidet. Durch

ein Druckminderventil und eine Absperrvorrichtung gelangt er sodann in eine Ueberhitzungschiange innerhalb der Rauchkiste und von da in die Zylinder der Dampfmaschine; letztere hat die gebräuchliche Einrichtung. Druckregler und Absperrvorrichtung werden vom Wagenführer mittels zweier Handräder bedient, deren Spindeln in einander liegen. Das Regulirungsventil kann mit solcher Genauigkeit eingestellt werden, daß man jede beliebige Fahrgeschwindigkeit herstellen kann. Der Abdampf wird in ein auf dem Wagendach befindliches Niederschlagsröhrennetz geleitet. In 7,5 Zentimeter weiten Dampfzweigen liegen 5 Zentimeter weite Kühlröhren aus Wellblech, die beiderseits, nach den Enden des Wagens hin, offen sind, so daß während der Fahrt ein starker Luftzug hindurchstreicht. Das Niederschlagswasser entweicht durch ein Ueberlaufrohr in einen Wassercollector unter dem Wagen. Die Wagen haben Druckwasserbremsen, in denen Oel statt Wasser wirkt. Die ganze Betriebsrichtung befindet sich unter dem Wagen selbst. Die Betriebskosten für das Wagenkilometer werden einschließlich eines Anhängewagens auf 2,6 Pf. angegeben. Inwieweit die vorliegenden Mittheilungen sich im fortklaufenden Betriebe bestätigen werden, bleibt abzuwarten. — („Technische Rundschau“.)

Humoristisches.

— Unangenehm. In einer Gesellschaft werden lebende Bilderräthsel gestellt. Zum Schluß erscheint Fräulein Eulalia als Sylvana oder Waldfee, mit grünen Guirlanden umwunden und grüne Blätter im Haar und in den Händen tragend. Nachdem man hin und hergerathen, ohne das Richtige zu treffen, schreit plötzlich der kleine Willy siegesgewiß: „Spinatwachtel!“ —

— Das seltsame Tischgebet. Lehrer: „Nun, Kinder, was sagt denn Euer Vater, wenn Ihr Euch zu Tische setzt?“ —

Gustav Knaut: „Was mir Vadding is, de seggt: „Min Jung, beklauder Di nich!“ —

— Moderne Pädagogik. Junge Mama (in Verlegenheit über das Geschenk für ihr dreijähriges Söhnchen): Halt, — diesmal mach' ich meinem Fritzel eine rechte Freud': ich lauf' ihm einen unzerreißbaren Kiebschel! — („Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Drei Kinder eines Stellmachers in Tarnowka (Westpreußen), zwei Knaben im Alter von 14 und 1 1/2 Jahren und ein Mädchen von 4 Jahren, leiden an Fettsucht. Sie sind trotz längster Ernährung — fast nur mit Brot und Wasser — 315, 198 und 75 Pfd. schwer. Geistig scheinen sie durchaus regelrecht ausgebildet. —

— Bei Weichselmünde ist am Mittwoch der schwedische Schooner „Aron“ gestrandet. Die Besatzung wurde gerettet. —

— Beim Einlaufen des Breischener Zuges in den Bahnhof in Posen wurde am Mittwoch Vormittag ein mit Postpaketen beladener Wagen von der Maschine ergriffen. Die beim Einladen beschäftigten Personen: ein Postassistent, ein Postpaketarbeiter und zwei Soldaten des Regiments Nr. 47, wurden erheblich verletzt. —

— Bei Rörre Lyngvig in der Nähe von Ringhövbing strandete der schwedische Schooner „Competitor“ aus Kalmar, welcher von Westharklepool mit Kohlen und Maschinentheilen als Ladung ausgelassen war. Das Schiff ist völlig wrack, die Besatzung ertrunken. —

— In der Umgegend von Nemchi in der Provinz Oran (Algerien) fand man bei einem kleinen Heißwasser-See eine prähistorische Station von großer Bedeutung. —

— Ein Londoner Damenklub hat seine Mitglieder verpflichtet, keine rauschenden Unterkleider mehr zu tragen. —

t. In Havana herrscht ein ansteckendes Fieber von unbekannter Art, das von den Ärzten den Namen „Weylerismus“ erhalten hat, weil es zuerst unter den Opfern des General Weyler, den Reconcentrados, beobachtet wurde. Die davon ergriffenen Personen sterben in wenigen Stunden. —

— In Havana fand man eines Morgens an dem alten Standbild der Königin Isabella der Katholischen eine merkwürdige Veränderung: Die steinerne Königin trug einen Regenschirm und hatte eine Reisetasche in der einen und einen Feldstuhl in der anderen Hand; auf ihrem Rücken hatte sie einen riesigen Zettel mit der Aufschrift: „Glückliche Reise!“ —

— Nach einer von einem Berliner Blatt wiedergegebenen Dalziel-Meldung aus Shanghai hat im chinesischen Lager zu Hangtschan eine furchtbare Pulverexplosion stattgefunden. Alle Häuser im Umkreis einer englischen Quadratmeile wurden zertrümmert, über 1000 chinesische Soldaten sollen getödtet sein. —

— Von den Tonga-Inseln kommt die Nachricht, daß die ziemlich umfangreiche, bis zu einer Höhe von 150 Fuß sich erhebende Insel Metis über Nacht mit allem, was darauf war, versunken ist; nur ein Riff, das die Schiffer bedroht, ist übrig geblieben. Vor einiger Zeit verschwand in der Nähe die ebenfalls vulkanische Inselninsel. —